

Otto Friedrich Bollnow

## Versuch über das Beschreiben\*

### I

In der Entwicklung der neuzeitlichen europäischen Philosophie hat sich ergeben, daß alle Versuche, von einem gesicherten Ausgangspunkt in einem schrittweise vorgehenden Aufbau ein für allemal gesichertes System der Erkenntnis zu gewinnen, gescheitert sind. Das bedeutet aber nicht, daß darum alles Streben nach gesicherter Erkenntnis überhaupt sinnlos geworden wäre. Man muß nur einen andern Weg einschlagen. Ich bezeichne ihn als den hermeneutischen Weg, weil in ihm das in den philologischen Wissenschaften entwickelte Verfahren, die mit der Auslegung sprachlicher Texte befaßte Hermeneutik, auf das menschliche Leben im ganzen übertragen wird.<sup>1</sup>

Eine solche hermeneutische Philosophie geht aus von der Tatsache, daß mit dem menschlichen Leben immer schon ein Verständnis dieses Lebens verbunden ist, und sucht, dieses in der Tatsache unsres Lebens als Tatsache gegebene Verständnis zur Entfaltung zu bringen. Am Anfang dieses Weges steht Wilhelm Dilthey. Unsre Welt ist uns von Kindheit an verständlich, weil es eine vom Menschen geschaffene oder umgeschaffene Welt ist, nicht eine unberührte Natur, sondern eine vom Menschen geschaffene Kultur. Martin Heidegger hat das Gefüge dieser Welt genauer analysiert. Die Dinge dieser Welt sind nicht einfach vorhanden, sondern, wie er sich ausdrückt, zuhanden. Das bedeutet: Wir betrachten sie nicht in theoretischer Haltung, um sie dann (vielleicht) für unsre Zwecke zu gebrauchen, sondern sie liegen bereit für unsern Gebrauch, sie sind Gebrauchsdinge. (Heidegger sagt: Zeug.) Wir wissen mit ihnen umzugehen, sie zu gebrauchen. Das ist die ursprüngliche Form des Verstehens unsrer Welt. Edmund Husserl hat dafür den Begriff der [57/58] Lebenswelt eingeführt, und dieser hat sich seitdem weitgehend durchgesetzt.

So können wir zusammenfassen: Das Vorgehen der Philosophie ist, wenigstens in ihren grundlegenden Anfängen, eine Hermeneutik der Lebenswelt. Das sei nur in aller Kürze angedeutet; denn uns soll hier eine weiterführende Frage beschäftigen.

Wenn uns dieses Welt- und Lebensverständnis immer schon in irgend einer Weise gegeben ist, ergibt sich die weiterführende Frage: Muß sich nun die Philosophie darauf beschränken, dieses unbewußt vorhandene Verständnis bewußt zu machen und zur Klarheit zu bringen? Sind wir in diesem Verständnis wie in einem Käfig eingeschlossen (wie es etwa bei Hans

---

\* Erschienen in: *Hommage à Richard Thieberger*. Publications de la Faculté des Lettres et Sciences Humaines de Nice, N° 37 - 1ère série, Les Belles Lettres 1989, S. 57-75. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

<sup>1</sup> Vgl. O. F. Bollnow, *Hermeneutische Philosophie*, in: *Was ist Philosophie?* Hrsg. von K. Salamun, Tübingen 1986, S. 92-107; ders., *Festrede zu Wilhelm Diltheys 150. Geburtstag*, *Dilthey-Jahrbuch*, Band 2, 1984, S. 28-50, insbes. S. 48 ff.

Lipps aufgefaßt wird<sup>2)</sup> oder ist es möglich, über das anfänglich gegebene Verständnis hinauszugehen und auch grundsätzlich Neues zu erfahren, etwas, das im vorhandenen Verständnis nicht enthalten ist? Wie das geschehen kann, ist eine weitere Aufgabe der hermeneutischen Philosophie, der wir uns jetzt zuwenden wollen.

Dazu gibt es, soweit ich sehe, zwei Wege. Der eine geht davon aus, daß unser Umgang mit der Welt - ich halte mich zur Vereinfachung zunächst an die handwerklich-technische Welt - gestört wird, daß etwas nicht so geht, wie wir es uns vorgestellt haben. Dann sind wir gezwungen, unsre Arbeit zu unterbrechen und zu überlegen, wie wir es anders machen können. Dazu müssen wir genauer hinsehen, müssen das, was wir wie selbstverständlich gebraucht haben, schärfer ins Auge fassen und es gegebenenfalls mit unsern Mitarbeitern besprechen. Dann entsteht aus den Bedürfnissen der Praxis eine Theorie. Auch das sei hier nur in aller Kürze angedeutet; denn es handelt sich, genauer betrachtet, nicht um eine freie Theorie im ursprünglichen griechischen Wortsinn, sondern um eine Theorie um der Praxis willen.

Darum sind die Kategorien, deren sich diese Theorie bedient, die aus der Praxis übernommenen. Das bedeutet: Sie betrachtet ihren Gegenstand weiterhin unter dem Gesichtspunkt der Praxis, nämlich als Material, das es zu gebrauchen gilt oder als Verfahren, das man anwenden kann, insgesamt also auf ihren Nutzen oder Schaden für den Menschen, nicht aber auf das hin, was die Dinge - soweit sich der Begriff des Dings überhaupt noch sinnvoll anwenden läßt - als Naturgebilde von ihnen selbst her sind. Und hier setzt das Problem ein, um das es mir heute geht.

Es ist die Frage: Wie kommt man an dieser Stelle weiter? Wie kommt man über die Verarmung des menschlichen Daseins im reinen Nützlichkeitsdenken hinaus und ist imstande, die Dinge unabhängig von ihrem Nutzen oder Schaden in ihrem eignen Wesen aufzufassen und so erst [58/59] den ganzen Reichtum des Lebens und der Welt in uns aufzunehmen?

Damit ergibt sich die Frage: Ist die Welt des praktischen Umgangs wirklich die ganze Welt oder gibt es, gewissermaßen hinter ihr, noch eine andre Welt mit einem eignen Wesen und einer eignen Schönheit? Und wenn ja, wie können wir einen Zugang zu ihr gewinnen? Mir scheint, daß es einen solchen Zugang gibt. Aber er ist schwierig und gefährlich, weil er immer durch das Abgleiten in ein unverbindliches Reden bedroht ist. Ich versuche mich ihm vorsichtig zu nähern.

## II

Es gibt im Leben Augenblicke, wo in der gewohnten, uns selbstverständlich gewordenen Welt plötzlich etwas aufbricht, das uns aus dem alltäglichen Leben herauswirft: das reine Blau einer Glockenblume am Wegrand im Walde, der Harzgeruch im sommerlich heißen Kiefernwald, die weiße Seerose auf dem abgründig schwarzen Wasser des Teichs, oder

---

<sup>2)</sup> Hans Lipps, Untersuchungen zu einer Hermeneutischen Logik, Frankfurt a.M. 1938, jetzt Werke, 2. Band, Frankfurt a.M. 1976, S. 21 Anm. Vgl. O. F. Bollnow, Zum Begriff der hermeneutischen Logik bei Hans Lipps, 1964, jetzt in: Studien zur Hermeneutischen Logik, 2. Band, Verlag Karl Alber Freiburg 1983, S. 268-286, insbes. S. 273 ff.

auch der hilflos erstaunte Blick eines Kindes. Wir spüren, daß da etwas ist, das uns anspricht, das uns etwas zu sagen hat, das in dieser Weise Ansprüche an uns stellt, denen wir uns stellen müssen. Ich möchte es mit einem Wort des romantischen Naturforschers Schubert kosmische Augenblicke nennen, weil uns in ihnen eine Ahnung tiefer Verbundenheit mit dem Seinsgrund überkommt.

Es ist ein Schrecken, der hier den Menschen überfällt. Aber im Unterschied zum Erschrecken bei einer drohenden Gefahr ist es ein freudiger Schrecken, ein ehrfürchtiges Staunen über das, was dem Menschen hier begegnet. Nicht umsonst hat Platon das Staunen an den Anfang der Philosophie gestellt. Aber solche Augenblicke gehen meist schnell vorüber. Wenn der Mensch sich fragt, was es ist, das ihn so seltsam anrührt, dann ist er meist hilflos. Er kann es nicht fassen. Auch das geduldige Nachsinnen verläuft meist bald im Unbestimmten. Das einzige Mittel, das hier bleibt, ist der Versuch, sich erst einmal in einer genauen Beschreibung dessen zu vergewissern, was ihm da widerfahren ist. Die Beschreibung erhält damit eine zentrale Bedeutung im Aufbau der Philosophie; denn sie allein bietet die Möglichkeit, das allzu leicht Entschwindende festzuhalten und seine „Botschaft“ tiefer zu ergründen. Darum wird es notwendig, das Wesen der Beschreibung etwas genauer zu untersuchen.

### III

Beschreibungen gibt es aber sehr verschiedener Art, und um die hier gesuchte Form des Beschreibens herauszuarbeiten, ist es notwendig, zunächst [59/60] die verschiedenen Formen auseinanderzulegen. Wenn man davon ausgeht, wo im praktischen Leben Beschreibungen vorkommen, wo sie notwendig sind, dann dienen sie im allgemeinen dazu, einem andern eine Sache, die man kennt, die er aber nicht kennt, vorzustellen. Man beschreibt etwa einem Ortsfremden den von ihm gesuchten Weg zum Bahnhof. Dazu ist nicht erforderlich, ja im Grunde schädlich, wollte man ihm alles angeben, woran er vorbeikommt oder auch nur besonders sehenswürdige Gebäude hervorheben. Es genügt, einige markante Punkte anzugeben, an denen er sich orientieren kann, etwa Straßenkreuzungen (an der dritten Kreuzung rechts abbiegen) oder besonders auffällige Gebäude oder Monumente. Kurz: die Beschreibung dient hier der Orientierung, um ein gesuchtes Ziel zu erreichen.

Ein andres von Klaus Giel glücklich gewähltes Beispiel<sup>3</sup> wäre die Notwendigkeit, auf dem Fundbüro einen verloren gegangenen Koffer zu beschreiben, damit der Beamte ihn unter der Vielzahl der abgelieferten Stücke herausfinden kann. Dazu sind zunächst einige allgemeine Angaben über Größe, Form und Farbe erforderlich. Aber das genügt nicht, ihn unter den möglicherweise vielen des gleichen Modells herauszufinden. Wichtig sind vielmehr besondere Merkmale, etwa ein Namensschild oder eine charakteristische Beschädigung, die es erlauben, ihn als diesen bestimmten zu identifizieren. Die Beschreibung geht also nicht auf das Wesen der Sache, sondern auf ein zufälliges Merkmal.

---

<sup>3</sup> Klaus Giel, Studie über das Zeigen, in: O. F. Bollnow (Hrsg.) Erziehung in anthropologischer Sicht. Zürich 1969, S. 54-75.

Oder ein andres Beispiel: die Personalbeschreibung auf einem Reisepaß oder auf dem Steckbrief eines gesuchten Verbrechers. Wohl sind auch hier einige allgemeine Angaben erforderlich, über Größe, Haarfarbe, Augen usw. Aber sehr viel wichtiger ist auch hier, ein besonderes Merkmal anzugeben, etwa eine Narbe im Gesicht, das diesen besonderen Menschen auszeichnet und das es erlaubt, ihn mit Sicherheit zu identifizieren.

Zusammengefaßt: In der Beschreibung, wie sie im praktischen Leben vorkommt, geht es nicht darum, ein einigermaßen vollständiges Bild einer Sache zu entwerfen, sondern es kommt darauf an, ein zufälliges Merkmal anzugeben, das es erlaubt, dieses bestimmte Exemplar mit Sicherheit zu identifizieren. Oder am ersten Beispiel der Beschreibung eines Weges: bestimmte Merkmale in der Umwelt anzugeben, an denen sich der Auskunftsuchende orientieren kann.

#### IV

Etwas anderes ist es, wo es um die Sache selbst geht, die beschrieben werden soll. Ich spreche, um es von der zuvor behandelten Art abzuheben, von einer sachlichen Beschreibung. Diese Aufgabe ergibt sich erst in einem über [60/61] die unmittelbaren praktischen Bedürfnisse hinausgehenden theoretischen, in der reinen Anschauung verweilenden Verhalten. Am ausgeprägtesten wird dieses in den Wissenschaften angewandt, und zwar sowohl in den Wissenschaften, die schon im Namen als beschreibende Wissenschaften bezeichnet werden wie der Botanik oder Zoologie, als auch in den theoretischen Wissenschaften; denn auch hier ist vor aller Erklärung oder Deutung, vor aller Theorienbildung, eine genaue Beschreibung des zu behandelnden Gegenstands erforderlich.

Diese Aufgabe ist keinesfalls einfach. Um als verlässliche Grundlage dienen zu können, muß die Beschreibung sich von allen mitgebrachten Vorstellungen, allen Vorurteilen und Deutungen, freihalten und nur das wiedergeben, was tatsächlich gegeben ist, mit einem Wort: sie soll reine Beschreibung sein und nichts außerdem. Das ist außerordentlich schwer und erfordert in der Regel erst eine besondere Schulung. Denn im gewöhnlichen Leben sehen wir die Dinge immer schon in einer bestimmten Hinsicht, als etwas Bestimmtes. Wir bringen im Zuge des alltäglichen Lebensverständnisses immer schon bestimmte Vorstellungen und Erwartungen heran. Und das alles müssen wir ausschalten, um nur das wiederzugeben, was wirklich gegeben ist, im optischen Bereich also, was wirklich zu sehen ist. Das ist, vom praktischen Leben her gesehen, eine unnatürliche Einstellung und erfordert als solche eine erst mühsam zu erlernende Haltung, die man mit Recht als Askese im vollen ursprünglichen Sinn bezeichnen kann.

Die wichtigste Anforderung an eine solche Beschreibung ist die Genauigkeit. Sie soll zuverlässig sein und alle Einzelheiten genau wiedergeben. Auf diese Weise wird in der Beschreibung manches herausgehoben, was man bis dahin nicht beachtet oder überhaupt nicht gesehen hatte. Das bedeutet auf der einen Seite eine kritische Haltung gegenüber allen voreiligen Systematisierungsversuchen; denn immer wird in der Bemühung um die genaue Beschreibung etwas sichtbar, was nicht in die vom System geleiteten Erwartungen hineinpaßt und zwingt, diese preiszugeben. So gehört zum Geist der Beschreibung ein tiefes Mißtrauen gegen alles System.

Auf der andern Seite ist die Beschreibung zugleich eine schöpferische Leistung; denn durch die Herausarbeitung bisher unbeachteter Einzelheiten macht sie den Gegenstand in einer Plastizität sichtbar, die dieser zuvor nicht besessen hatte.

Eine solche Beschreibung fordert vom Menschen eine hohe Konzentration auf den zu beschreibenden Gegenstand. Aber zugleich gilt auch [61/62] das Umgekehrte: In der an die Sache hingeebenen Arbeit des Beschreibens steigert sich die am Anfang vielleicht noch geringe Konzentration, und die immer erneute Übung im Beschreiben ist damit ein ausgezeichnetes Mittel zur Konzentration.

Aber letztlich bleiben wir hier im Bereich der aus der Praxis entwickelten Theorie. Das hier Beschriebene wird durch die genaue Beobachtung aus einem lebendigen, gefühlsmäßig verbundenen Du zu einem gefühlsmäßig gleichgültigen Es verwandelt. So sind wir auch bei andern Wesen (ich benutze abkürzend diese noch unbestimmte Bezeichnung), nicht imstande, im Sinne der einleitend entwickelten Fragestellung auf das zu hören, was sie von sich aus zu sagen haben. Hier setzt eine ganz andre Einstellung ein, und mit ihr wird auch eine ganz andre Form der Beschreibung erforderlich.

## V

Hiermit begeben wir uns auf ein sehr unsicheres Gebiet, und es ist die Frage, wie weit man hier überhaupt zu gesicherten Ergebnissen kommen kann. Wir können uns nur tastend weiter vorwärts bewegen.

Die Voraussetzung der bisher behandelten Art der Beschreibung war, daß das Zu-Beschreibende als material faßbarer Gegenstand oder (wenn auch schwieriger) als sich im Materiellen abspielender Vorgang) gegeben ist. Sehr viel schwieriger wird es, wenn es sich um Erscheinungen handelt, die weniger greifbar im Unbestimmten verschwimmen und erst durch die Beschreibung zu genauerer Bestimmtheit gebracht werden sollen. Ich nenne sie vorgreifend artikulierende Beschreibungen. Dahin gehören, wenn auch nicht ausschließlich, die Phänomene des seelischen Lebens, aber auch vieles von der sichtbaren oder hörbaren Welt.

Ich gehe, um einen Zugang zu gewinnen, von einem einfachen Beispiel aus. Warum, so können wir fragen, macht uns die liebevolle Beschreibung (etwa) einer Stadt, die wir kennen, also nicht erst durch die Beschreibung kennen lernen, einen so großen Genuß? Es liegt wohl daran, daß wir sie durch die Beschreibung in einer neuen Weise kennen lernen, daß uns darin etwas aufgeht, was wir zuvor nicht oder doch nicht so gesehen haben, und wir jetzt mit Staunen fühlen: Ja, so ist es, dunkel habe ich es schon lange empfunden, aber jetzt erst sehe ich es richtig. Die Beschreibung also läßt uns erst richtig sehen. Es ist ein beglückendes Gefühl der Evidenz. Und vielleicht ist dies überhaupt die ursprüngliche Form der Evidenz und die in der Logik behandelte Evidenz des Urteils erst eine daraus abgeleitete Form. [62/63]

Versuchen wir diesen Vorgang etwas genauer zu fassen! Eine solche Beschreibung soll nicht genau sein wie im zuvor behandelten Fall einer wissenschaftlichen Beschreibung und auch nicht möglichst viel bisher unbeachtete Einzelheiten hervorheben. Sie soll treffend

sein. Und es ist zu fragen, was mit diesem „treffen“ gemeint ist. Treffen bedeutet zunächst im wörtlichen Sinn ein Ziel erreichen, so wie der Pfeil das Zentrum der Scheibe treffen oder auch verfehlen kann. So soll auch das Wort die zu beschreibende Sache treffen. Aber das die Sache treffende Wort ist ungleich schwerer zu finden als zuvor bei der um Genauigkeit bemühten sachlichen Beschreibung, bei der sich das richtige Wort in der Regel von selbst einstellt. Man muß erst mühsam mit der Sprache ringen, um das treffende Wort zu finden.<sup>4</sup> Aber bei aller Mühe gelingt das nicht in der Anspannung der um Exaktheit bemühten sachlichen Beschreibung. Es erfordert vielmehr bei aller Aufmerksamkeit zugleich eine gelöste Haltung. Es gehört auch ein gewisses Glück dazu, daß einem das treffende Wort einfällt. Es ist, wie man vielleicht vorgreifend schon sagen kann, eine in gewisser Weise dichterische Leistung.

Die große Schwierigkeit einer solchen artikulierenden Beschreibung beruht darauf, daß der Gegenstand nicht von Anfang an fertig vor Augen steht, sondern erst durch die Beschreibung aus einem unbestimmten Hintergrund herausgelöst und so sichtbar vor Augen gestellt werden muß. Die Beschreibung gewinnt so dem bis dahin Ungesagten und unsagbar Scheinenden ein neues Stück des Sagbaren ab. Sie ist als das Gestalten aus dem Ungestalteten eine schöpferische Leistung. Wir können auch sagen, daß die Beschreibung im Beschreiben ihren Gegenstand erst hervorbringt. „Hervorbringen“ ist hier das richtige Wort; denn es ist kein Schaffen aus dem Nichts. Das „Hervorbringen“ ist ganz wörtlich zu nehmen. Es bringt etwas ans Licht was zuvor verborgen war. Josef König sagt in seiner Abhandlung über „Die Natur der ästhetischen Wirkung“<sup>5</sup>, auf die wir später noch ausführlicher zurückkommen: „Das dichtende Beschreiben bringt das Beschriebene nicht schlechthin hervor, sondern... es bringt das Beschriebene zur Welt (S. 309), wobei hier im Sinn des Heideggerschen In-der-Welt-Seins unter Welt das Ganze der für uns vorhandenen und von uns verstandenen Dinge, also unsre „Lebenswelt“, verstanden ist. Dabei darf das bei König sehr präzise gefaßte „dichtende Beschreiben“ vorläufig etwas unverbindlich mit dem hier behandelten artikulierenden Beschreiben gleichgesetzt werden. [63/64]

## VI

Georg Misch spricht in einer von ihm gern gebrauchten Wendung davon, daß der gemeinte Gegenstand durch das treffende Wort zum Erzittern gebracht wird:<sup>6</sup>

„... der Gegenstand selbst von den Worten betroffen ist, gleichsam durch die Berührung des Worts durch die Tat der Sprache erzittert“ (S. 167).

<sup>4</sup> Vgl. G. Bräuer, Das Finden als Moment des Schöpferischen, Tübingen 1966.

<sup>5</sup> J. König, Die Natur der ästhetischen Wirkung, 1957, jetzt in: Vorträge und Aufsätze, hrsg. von G. Patzig, Freiburg 1978. Ich zitiere im folgenden mit bloßer Seitenzahl.

<sup>6</sup> Georg Misch, Logik und Theorie des Wissens. Weil die von F. Rodi und G. Künne-Bertram herausgegebene Ausgabe der von Misch mehrfach gehaltenen Vorlesungen noch nicht abgeschlossen war, zitiert Bollnow aus seiner zusammenfassenden Darstellung: Der Aufbau der Logik auf dem Boden der Philosophie des Lebens. Die Logik-Vorlesung von Georg Misch, in: Studien zur Hermeneutik, 2. Band, 1983, S. 46-193, wiederum mit bloßer Seitenzahl.

Das ist selbstverständlich metaphorisch gesprochen und vielleicht auch insofern mißverständlich, als die Wendung von einem erzitternden Gegenstand an ein körperliches Ding denken läßt, das in Schwingung gerät, während es sich hier zumeist um dinglich nicht zu fassende Erscheinungen handelt. Auch kommt das Schöpferische des Vorgangs darin nicht zum Ausdruck. Aber wichtig ist daran, daß die Gegenstände von sich aus auf das treffende Wort reagieren. König hat auf die Ähnlichkeit mit der Resonanz der Klaviersaite mit einem entsprechenden Ton der Stimmgabel erinnert.

Etwas anders gefaßt läßt es sich auch so ausdrücken, daß die Dinge zu antworten beginnen, wenn sie mit dem treffenden Wort angesprochen werden, und wir nähern uns hier dem einleitend erwähnten Gefühl, daß die Dinge uns etwas zu sagen haben. Das würde in Übereinstimmung mit den Versen Eichendorffs stehen:

Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Wie sie träumen fort und fort,  
Und die Welt fängt an zu singen,  
Triffst du nur das Zauberwort.  
(Sprüche).

Wenn das, was die Dinge zu sagen haben, als Lied und ihr Sagen als Singen verstanden wird, so mag das als unverbindliche „romantische“ Verklärung erscheinen. Der Sache nach ist es genau die hier zur Rede stehende Wirkung: daß die Dinge auf das treffende Wort als ein „Zauberwort“ antworten, und daß sie „träumen“ weist darauf hin, daß das richtige Beschreiben ein Erwecken ist. Vielleicht kann auch das „Singen“, von dem hier die Rede ist, als Hinweis darauf genommen werden, daß das „Sagen“ der Dinge nur in einer besonderen, „dichterischen“ Sprache möglich ist. Wichtig in diesem Zusammenhang ist auch eine Stelle bei Ernst Jünger:

„Jedes Fragen und Forschen muß dahin führen, daß das nicht mehr mit Worten Benannte, sondern das Namenlose selbst zu sprechen beginnt und, wie einst in den Wäldern und Hainen, nach Deutung verlangt.“<sup>7</sup> [64/65]

Vor alles Fragen und Forschen tritt aber zunächst die Vergewisserung des Zubefragenden in der Beschreibung. Wichtig scheint mir an dieser interessanten Stelle ein Doppeltes: Einmal, daß man, um die Dinge zum Sprechen zu bringen, zu dem „nicht mehr mit Worten Benannten“, zum „Namenlosen“ vordringen muß, also über das in der Alltagssprache Verfügbare ins noch nicht sprachlich Angeeignete, um dieses durch die Deutung verständlich zu machen. Sodann der Hinweis auf das, was „einst in Wäldern und Hainen“ geschah, also der Hinweis auf ein ursprüngliches mythisches Bewußtsein, in dem der Mensch noch in ungebrochener Einheit mit den Dingen lebte und ihre Sprache verstand.

## VII

Selbstverständlich sprechen die Dinge, wenn wir diese Ausdrucksweise noch einmal ungefragt hinnehmen, nicht in der gewohnten menschlichen Sprache. Darum läßt sich auch das,

---

<sup>7</sup> Ernst Jünger, Typus, Name, Gestalt, Stuttgart 1963, S. 132.

was sie zu sagen haben, nicht in der gewohnten menschlichen Sprache ausdrücken. Wir bezeichnen diese Sprache in ihrem logisch geformten Fortgang kurz als die diskursive Sprache. In ihr kommt das Gemeinte in direktem Hinblick zum angemessenen Ausdruck und kann für einen späteren Gebrauch als fertiges Ergebnis festgehalten werden. Weil wir aber nicht anders als in dieser diskursiven Sprache sprechen können, müssen wir sie in einer andern, den neuen Aufgaben entsprechenden Weise benutzen. Wir müssen das nicht direkt Aussagbare auf andre Weise, durch Andeutungen, Hinweise, Umschreibungen usw. in den Blick bringen.

Georg Misch hat diese Ausdrucksweise in seiner hermeneutischen Logik als evozierendes Sprechen bezeichnet:

„Solche Verwendung der an sich rein diskursiven Form nennen wir das Evozieren. Die Diskursivität ist hier nichts Selbstgenügsames, sondern dient als Mittel, um das Gemeinte in Sicht zu bringen, vernehmlich zu machen, es durch Sätze hindurch vor das geistige Auge zu rücken, es selber zur Sprache zu bringen, so daß es laut wird ... es zu evozieren“ (S. 167).

So handelt es sich hier um das Evozieren an den Grenzen der gegenständlichen Welt (a. a. O.), wobei mit „gegenständlicher Welt“ alles das gemeint ist, was uns in sachlicher Beschreibung zugänglich ist.

Das evozierende Sprechen ist nicht auf die Beschreibung beschränkt, sondern wird in Philosophie und Religion überall da notwendig, wo das [65/66] Denken über die Grenzen des Endlichen hinweg einem Unendlichen begegnet. Davon soll hier aber nicht die Rede sein. Aber es wird in besonderem Maße dort notwendig, wo es um das „Sprechen“ der Dinge geht, wo, wie Misch sich ausdrückt,

„dem evozierenden Ansprechen von Seiten des Menschen von den Dingen her etwas entgegenkommt, (und) die Dinge gleichsam antworten und sich von sich aus in ihrem eignen Wesen dem Menschen offenbaren“ (S. 182).

Dabei ist einschränkend nachzutragen, daß nicht alle Dinge ein solches eignes Wesen haben. Die vom Menschen hergestellten Dinge sind, mit Misch zu sprechen, „selbstlos“, d. h. sie sind nichts als das, was der Mensch in sie hineingelegt hat, und sind als solche restlos verständlich. Erst wo es (im Sinn der einleitenden Fragestellung) über die vom Menschen geschaffene Welt hinausgeht, wo es sich um die unberührte Natur handelt, haben die Dinge ein eignes Wesen oder, wie Misch sich ausdrückt, ein „Selbst“. Und nur um dieses geht es hier.

Das ist die Stelle, wo eine schöpferisch-artikulierende Beschreibung notwendig wird. Solche Beschreibungen gibt es – aus noch zu klärenden Gründen – vorzugsweise in der Dichtung. Hier werden eigne sprachliche Formen, besonders in metaphorischer Ausdrucksweise, erforderlich. Misch geht als einem eindrucksvollen Beispiel von Goethes Ballade „Der Fischer“ aus:

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,  
Ein Fischer saß daran ...,

in der nach Goethes eignem Zeugnis das Wasserhafte, das Kühle, Frische, an heißen Tagen zum Baden Einladende ausgedrückt werden sollte, kurz: das „Wasserhafte“ des Wassers.



„Das, was da erlebt ist, jenes einzige, eigentümliche Wesen, das durch das Wort Wasser bezeichnet oder eigentlich nicht bezeichnet, sondern aufgerufen wird, diese qualitativ lebendige Realität, wird hier so vergegenwärtigt, daß es in seiner Bedeutsamkeit für die menschliche Lebendigkeit zum Verständnis kommt“ (S. 165).

Misch spricht auch vom „Anmutigen“ im Sinne dessen, was uns in dieser Weise anmutet. Dieses Beispiel ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt oder doch nicht ohne weiteres auf den allgemeinen Fall einer solchen [66/67] evozierenden Aussage zu übertragen; denn hier geschieht die Darstellung eines nur gleichnishaft zu verstehenden Geschehens so, daß dieses auch ohne den gemeinten Hintersinn als einfaches reales Geschehen verstanden werden kann und in der Regel wohl auch verstanden wird.

Ich gehe statt dessen von einem andern Beispiel aus, von Eduard Mörikes bekanntem schönen Gedicht:

Frühling läßt sein blaues Band  
Wieder flattern durch die Lüfte...

Was hier angesprochen wird, ist keine objektive Bestimmung des Frühlings als einer bestimmten, mit bestimmten Eigenschaften ausgezeichneten Jahreszeit, aber auch nicht als das subjektiv zu verstehende Gefühl des Frühlings, sondern ähnlich wie vorher beim Wasser der Frühling selbst, das Wesen des Frühlings, das Frühlinghafte mit dem erwachenden Leben, das hoffnungsvoll der Zukunft Zugewandte usw., alles das, was sich in sachlich bestimmter Rede nicht ausdrücken läßt. Wie aber kommt diese Wirkung zustande? Wörtlich genommen ist es ein Unsinn; denn wo gäbe es ein solches blaues Band? Es ist, wie man sofort erkennt, eine metaphorische Sprechweise.

Aber auch diese Bestimmung greift zu kurz. Denn es ist keine Metapher im üblichen Sinn, wo eine für sich bestehende Grundbedeutung im übertragenen Sinn angewandt wird, wie beim Stuhlbein oder Flußbett usw. Hier ließe sich zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung klar unterscheiden, und das metaphorisch Ausgedrückte ließe sich grundsätzlich auch in direkter Rede sagen. Hier aber kann man nicht sagen, daß der Frühling mit einem blauen Band verglichen wird. Er ist als ganzer in seinem Wesen mit dieser Metapher evoziert.

## VIII

Ich stelle die Frage nach dem Wesen dieser eigentümlichen Form der Metapher zunächst noch zurück, um zunächst einmal innezuhalten und den bisher erreichten Stand der Überlegungen zu überdenken. Dabei fällt auf, daß es sich bei diesen Beschreibungen (soweit der Name Beschreibung hier noch angemessen ist) nicht um einzelne konkrete Gegenstände handelt, sondern um allgemeine Wesenheiten (oder wie man sagen soll), um das Wesen des Wassers, des Frühlings usw. Man begreift auch, warum das so ist; denn die Hinwendung an einen bestimmten einzelnen Gegenstand würde diesen sofort wieder verdinglichen und damit in den Bereich der sachlichen Beschreibungen [67/68] zurückführen. Eine gewisse Unbestimmtheit gehört zum Wesen dieser Aussagen.

Damit kommen wir zu der am Anfang gestellten Frage zurück, ob und wie weit es möglich ist, über den Bereich der auf menschlichen Nutzen oder Schaden bezogenen Welt hinaus zu einer Erfassung der Dinge in ihrem eignen Wesen zu gelangen. Wir erkennen jetzt, daß eine solche Erweiterung nicht mit den der dinglichen Welt angemessenen Aussageformen möglich ist, daß es sich hier vielmehr um einen Bereich handelt, der grundsätzlich nur in einem ganz anderen, nämlich einem evozierenden Verfahren zugänglich ist.

Von hier aus können wir zugleich etwas schärfer fassen, was wir zu Anfang wohl im groben treffend, aber doch wohl etwas unreflektiert so ausgedrückt hatten, daß die Dinge dieses geheimnisvollen Bereichs zu uns sprächen.

## IX

An dieser Stelle kann Josef Königs schon erwähnte Abhandlung über „die Natur der ästhetischen Wirkung“ weiterführen; denn was König dort als „ästhetische Wirkung“ analysiert, entspricht trotz der etwas anderen Fragestellung weitgehend dem, was wir etwas unbestimmt als das Sprechen der Dinge bezeichnet hatten. Und wenn König auch seine Fragestellung an der Wirkung des Kunstwerks entwickelt, so läßt sich dies weitgehend auch auf das Sprechen der Dinge in dem hier gemeinten Sinn übertragen. Es ist allerdings nicht möglich, an dieser Stelle der überaus subtilen, an letzte philosophische Tiefen rührenden Arbeit Königs gerecht zu werden. Es muß genügen, in einem vielleicht etwas groben Verfahren einige für uns weiterführende Ergebnisse herauszuheben.

König geht aus von der bekannten Stelle in Rilkes Gedicht „Archaischer Torso Apollos“:

„denn da ist keine Stelle, die dich nicht sieht,“

und bemerkt dazu, daß es sich hier nicht um eine Beschreibung des Torsos handelt, sondern um die seiner Wirkung, und macht die eigentümliche Art dieser Wirkung zum Gegenstand seiner Überlegungen; denn diese unterscheidet sich wesentlich von andern, uns gewohnten Formen der Wirkung. König nennt sie die ästhetische Wirkung.

Während die andern Formen der Wirkung ein bestimmtes, von ihnen ablösbares und für sich bestehendes Ergebnis hervorbringen, bringt die [68/69] ästhetische Wirkung nichts hervor außer sich selbst, nämlich ihr Wirken als solches. Mit ihm versetzt sie aber zugleich den Menschen in eine Verfassung, in der er aufzufassen imstande ist was sie „sagt“:

„Die ästhetische Wirkung ist nichts außer dem, daß sie das ist, was uns Menschen unser Sprechen von ihr als einer ästhetischen Wirkung und in eins damit von einem so oder so Wirkenden als ein ihr angemessenes und sie treffendes Sprechen empfindbar macht“ (S. 264).

König erläutert dies u. a. an dem Unterschied zwischen einem erhebend Wirken und einem erhaben Wirken. Erhebend wirkt etwa eine Nachricht, wenn sie den Menschen in einen gehobenen Gemütszustand versetzt, der für sich betrachtet und beschrieben werden kann, auch wenn man davon absieht, wie er zustande gekommen ist. Erhaben wirkt dagegen, etwa bei einer großartigen Landschaft oder einem Kunstwerk, die ästhetische Wirkung als solche:

„Wer hingegen sagt, dieses oder jenes Werk der Kunst wirke erhaben, nennt die von ihm her strömende ästhetische Wirkung bei ihrem Namen“ (S. 277).

Darum ist

„z. B. das erhebend Wirken nicht nur ... ein anderes Wirken als das erhaben Wirken, sondern ... als Wirken ein anderes“ (S. 278).

Die ästhetische Wirkung kommt aber zu sich erst in der Beschreibung oder als Beschreibung. Aber wiederum handelt es sich um eine Beschreibung besonderer Art. Während eine gewöhnliche, nicht eine ästhetische Wirkung beschreibende Beschreibung einen schon vor ihr bestehenden Gegenstand hat, den sie beschreibt und vielleicht auch in der Beschreibung deutlicher herausarbeitet, ist die Beschreibung einer ästhetischen Wirkung eine solche, die ihren Gegenstand, nämlich die ästhetische Wirkung selbst, allererst hervorbringt. Und das gilt nicht nur für den, der später diese Beschreibung hört oder liest, sondern auch für den erstmalig Beschreibenden selbst:

„Erst in seiner Beschreibung hat auch der sie Beschreibende selber die ästhetische Wirkung vor sich“ (S. 279).

Dieses Hervorbringen bezeichnet König sodann als Dichten:

„Wenn wir hier die Verabredung treffen, in einem umfassenden Sinn von jedem künstlerischen Hervorbringen als einem [69/70] Dichten zu sprechen, so gilt, daß jede Beschreibung einer ästhetischen Wirkung eine dichterische Aussage ist; sowie auch umgekehrt, daß eine ästhetische Wirkung beschreibt, wer dichtet“ (S. 279).

Diese Eigenart der ästhetischen Wirkung erlaubt jetzt auch das Verständnis der hier angemessenen Metaphern. Während im allgemeinen unterschieden werden kann zwischen dem sprachlichen Ausdruck und der Sache, die darin zum Ausdruck kommt, gilt das nicht bei der ästhetischen Wirkung; denn ein Ausdruck dieser Art, etwa „dies ist schön“ bedeutet nichts, was unabhängig von der Aussage vorhanden wäre, sondern sie bedeutet nur, was in ihm zum Ausdruck kommt. Ausdrücke dieser Art sind

„nichts als das durch diese Ausdrücke Bedeutete“ (S. 319).

König nennt es das „rein Bedeutete“ (S., 321). Daraus ergibt sich für die hier angemessene Form der Metaphern:

„Im allgemeinen ist es möglich, das bildlich Gesagte auch nicht bildlich zu sagen... Mit den Metaphern des ästhetischen Wirkens ist es anders bestellt: Sie sind bildliche Ausdrücke, die ein rein Bedeutetes bedeuten; und daher ist es im strengen Sinne unmöglich, sie durch Ausdrücke, die nicht Bilder wären, zu ersetzen. Sie geben kein Bild für das Bedeutete, sondern bilden es; sie sind die Sache selber als Bild, und diese Sache ist, als ein rein Bedeutetes, nur da und nur in der Welt als ein notwendig metaphorischer Ausdruck“ (S. 321 f.).

## X

Ich breche an dieser Stelle den Rückgriff auf Josef Königs ohnehin nicht ganz leicht verständliche Analyse der ästhetischen Wirkung ab. Sie sollte, wie gesagt, nur dazu dienen, das schärfer zu fassen, was mit den etwas unbestimmten Wendungen vom Zu-uns-Sprechen

oder auch Uns-Anmuten der Dinge gemeint war. Jetzt aber scheint mir noch ein weiterer Gesichtspunkt wichtig.

Ich versuche dies an einem weiteren Beispiel zu erläutern und wähle Theodor Storms Gedicht „Meeresstrand“. Daß man geeignete Beispiele einer evozierenden Beschreibung vor allem unter den Gedichten suchen muß (und unter der Prosa nur, sofern diese selber dichterisch ist) dürfte aus dem Bisherigen deutlich geworden sein. Dies Gedicht beginnt mit einer ganz gegenständlich scheinenden Beschreibung eines Abends am Meer: [70/71]

Ans Haff nun fliegt die Möve,  
Und Dämmerung bricht herein;  
Über die feuchten Watten  
Spiegelt der Abendschein.  
Graues Geflügel huschet  
Neben dem Wasser her.

Im unbestimmten Licht der Dämmerung verschwimmen die festen Umrisse, und das Alltägliche wird geheimnisvoll. Unversehens verwandelt sich die Welt ins Traumhaft-Magische. Das wird sogleich auch ausdrücklich ausgesprochen:

Wie Träume liegen die Inseln  
Im Nebel über dem Meer.

Wo die sichtbare Welt entgleitet, beginnt eine geheimnisvolle Tiefe zu sprechen. Dem entspricht, daß sich die Aufmerksamkeit vom Sehen ins Hören verschiebt.

Ich höre des gärenden Schlammes  
Geheimnisvollen Ton.  
Einsames Vogelrufen

...  
Noch einmal schauert leise  
Und schweiget dann der Wind,  
Vernehmlich werden die Stimmen,  
Die über der Tiefe sind.

Es sind die Stimmen „über der Tiefe“. Damit wird am Abschluß des Gedichts ausdrücklich hervorgehoben: Was uns in der im Gedicht beschriebenen Stunde ergreift, sind die Untergründe des Seins, die hier „vernehmlich“ werden.

Und dann kommt der eingeschobene, den Fortgang unterbrechende (und darum zunächst fortgelassene) Vers:

So war es immer schon.

Wir sind unvermerkt der Zeit entglitten und in das Reich des Zeitlosen eingetreten. Die Erinnerung an diesen vergessenen ursprünglichen Zustand des Lebens, das ist es, was uns in dem Gedicht so unmittelbar ergreift. Was in diesem Gedicht so überzeugend zum Ausdruck kommt, ist einer der „kosmischen Augenblicke“, von denen wir ausgingen.

Eine faszinierende und für uns überaus wichtige Beschreibung eines [71/72] solchen Erlebnisses gibt Ernst Jünger unter der Überschrift „Balearische Gänge“ in seinem Buch „Abenteuerliches Herz“. Es beginnt:

„Am Nachmittag suchte ich eine einsame Felsinsel auf, deren steiler, mit honigfarbener Wolfsmilch bedeckter Rücken sich aus dem Felsen erhob. Überall hörte ich in den versengten Büschen Geräusche, nicht die gleichmäßig ziehende Windung der Schlangen, sondern das kurze, wühlende Rascheln der Eidechsen ... Nachdem ich ein wenig auf einem Stein gewartet hatte, kamen sie auch hervor – oft so dicht, daß sie fast über den Fuß hinwegglitten. Besonders ergötzte mich eine, die plötzlich auf einer Baumwurzel erschien, von der sie den Schwanz wie eine Schleppe herabwehen ließ. Als sie ihren Kopf ein wenig zur Sonne erhob, blitzte ihre Kehle wie ein blauer Lapis im Licht.“<sup>8</sup>

Das ist als solche eine sehr genaue Beschreibung eines Vorgangs. Aber dann fährt Jünger, die Beschreibung deutend, fort:

„Solche Begegnungen rufen ein Erschrecken hervor – eine Art von Schwindel, wie sie die unmittelbare Nähe der Lebenstiefe erzeugt. Und trotzdem treten die Tiere meist so leise und unvermerkt in unsere Wahrnehmung ein. Dann geben sie uns in ihren Figuren, Tänzen und Spielen Vorstellungen von höchst geheimer, zwingender Art. Es scheint, daß jedem Tierbild ein Signal in unserm Innersten entspricht ... Dennoch sind die Bande, die hier wirken, sehr verborgener Natur, - man spürt sie, wie man den bedeutenden Inhalt eines versiegelten Briefes ahnt.“

Jünger spricht von einem „Erschrecken“, von einer „Art von Schwindel“, der durch den unerwarteten Blick in die „Lebenstiefe“ erzeugt wird. Mit „Lebenstiefe“ ist, wie mir scheint, eine metaphysische Erfahrung gemeint, in der wir uns mit einem umgreifenden Leben verbunden, ja in ihm verwurzelt fühlen. Daraus entspringt die Ahnung, daß das, was wir in der äußeren Natur wahrnehmen, uns etwas sagen will, daß etwa das im Sonnenlicht aufblitzende Blau an der Kehle der einen Eidechse uns, die wir zuschauen, in eine magische Welt versetzen will, oder daß die „Figuren, Tänze und Spiele der Eidechsen eine tiefe symbolische Bedeutung haben. Wir spüren darin einen tieferen Sinn, ohne ihn doch fassen zu können, ein verborgenes Geheimnis also. Besonders daß der Schauende in den Bewegungen „Figuren“ sieht, ist bezeichnend, weil sich in ihnen eine geheime Ordnung abzeichnet, die sich in strengen geometrischen Formen ausdrückt. [72/73]

Jünger sagt, daß jedem „Tierbild“ – hier wohl jeder Bewegungsfigur – „ein Signal in unserm Innersten entspricht“. Der Satz ist nicht ganz klar. Ein Signal wird doch gesendet, und so scheint mir der Satz so zu verstehen zu sein, daß von jedem Tierbild ein Signal gesendet wird, das von irgend etwas in unserm Innersten aufgefangen wird, etwas also, das auch als Sprechen der Tiere verstanden werden kann. Aber Jünger betont, daß es „Bande sehr verborgener Natur“ sind, die hier wirksam werden.

---

<sup>8</sup> Ernst Jünger, Das abenteuerliche Herz, 2. Fassung, Frankfurt a.M. 1950, S. 151.

Wesentlich scheint mir an dieser sehr feinfühligten Beschreibung des Erlebnisses, daß die Vorgänge in der Natur uns so seltsam anrühren, weil in ihnen ein Sinn erfahren wird, den wir wohl spüren, der sich aber nicht, nicht einmal in einer evozierenden Sprache, fassen läßt. Wir spüren, daß ein Sinn vorhanden ist, aber wir können nicht sagen, welcher. Es ist, wenn man so sagen darf, die Sinnhaftigkeit als solche.

Dieses Erlebnis läßt den Menschen erschrecken. Es ergreift ihn als Schwindel. Es ist die Begegnung mit dem Numinosen, hier als „Lebenstiefe“ bezeichnet, von der sich der Mensch betroffen fühlt. Die Bezeichnung als „Signal“ ist eine der notwendig unzureichenden Metaphern, in denen dieses Angesprochenensein als einer im tiefsten Sinn „ästhetischen Wirkung“ erfahren wird.

Wenn wir von diesem äußersten Punkt auf die leitende Frage zurückblicken, wie unsre Erkenntnis über die auf menschlichen Nutzen oder Schaden bezogene Welt hinaus auch das erfassen kann, was die Dinge von sich aus als ihr eigenstes Wesen zu sagen haben, so ergibt sich, daß eine solche Erweiterung unsrer Erkenntnis nicht durch eine einfache Übertragung der im Bereich der Praxis gewonnenen, auf die menschlichen Bedürfnisse bezogenen Erkenntnismethoden auf das gewonnen werden kann, was die Dinge von ihrem eignen Wesen offenbaren; denn so würde das, was nur ahnend in einer verbleibenden Unsicherheit erfaßt werden kann, in einer unzulänglichen Weise verdinglicht und damit seines eignen Charakters beraubt. Hier sind vielmehr andersartige Auffassungsformen erforderlich, die durch das evozierende Sprechen und den metaphorischen Ausdruck gekennzeichnet sind.

Aber es wäre verkehrt, diesen Auffassungsweisen den Erkenntniswert abzusprechen, nur weil sie nicht den Anforderungen eines streng rationalen Erkenntnisbegriffs entsprechen, und sie als unverbindliches Gerede beiseitezuschieben. Sie liefern vielmehr einen eignen, in seiner Eigenart anzuerkennenden Bestandteil unsrer Erkenntnis. So lagert sich um den Bereich der sachlich gesicherten Erkenntnis ein weiterer Bereich des nur ahnend Erfassten. Ihn in seiner Eigenart herauszuarbeiten ist ein wesentlicher Bestandteil einer umfassenden Erkenntnislehre. [73/74]

Aber das ist nicht das Letzte; denn „hinter“ diesem Bereich des nur vorsichtig tastend erfahrbaren und nur evozierend aussprechbaren Wesens der zu uns sprechenden Dinge öffnet sich eine Sphäre des überhaupt namenlos bleibenden unergründlichen Seinsgrundes, dessen uns zumeist verborgene Realität uns in gewissen „kosmischen Augenblicken“ aufgeht. Sie sind beglückend, aber auch erschreckend mit dem Blick in eine sich im Unendlichen verlierenden Tiefe.

Hier weiter vorzudringen hindert uns ein unwiderstehliches Gefühl der Ehrfurcht. Wenn ich noch einmal an Ernst Jüngers Erlebnis erinnern darf, so äußert sich in dem Erschrecken zugleich etwas wie ein schlechtes Gewissen, an Geheimnisse gerührt zu haben, die nicht für einen bestimmt sind. Und doch bleibt das Wissen vom Namenlos-Bleibenden und Unfaßbaren notwendiger Bestandteil jeder von einem letzten Ernst getragenen Erkenntnislehre.

[74/75]